

STEFAN HIRSCHAUER, PETER HOFMANN,
ANNE FRIEDRICHS UND GABRIELE SCHABACHER

Humandifferenzierung im Vergleich

Eine Einführung

Humandifferenzierung bezeichnet das elementare kulturelle Phänomen, dass Menschen im gesellschaftlichen Leben durch Tausende von Kategorien und Dutzende von Unterscheidungen differenziert auftreten. Die Hinsichten der Unterscheidungen sind kaum überschaubar. Menschen werden nach Ethnizität, Konfession, Nation, ›Rasse‹, Klasse, Milieu und Geschlecht unterschieden, nach Generationen und Alter, Leistungsfähigkeit, sozialer und geografischer Herkunft, nach Wohnort und Profession, sexueller und politischer Orientierung, aber auch nach Bekanntschaft, Attraktivität oder Körpergröße, nach temporären Rollen, hierarchischen Positionen, in Freund und Feind, nach Lebensstilen, Gesundheitszustand, Behinderungsgraden, Blutgruppen usw. Humandifferenzierungen sind notwendig impliziert in jeder Gruppen- und Gemeinschaftsbildung, bei Prozessen der Marginalisierung und Stigmatisierung sowie bei allen Formen der Personalauswahl: Einstellungen und Beförderungen, Einbürgerung und Vermietungen, Zensurengebung und Leistungsmessung, bei der Wahl von Freundinnen, Sexualpartnern und Ehegatten, beim Casting für Film, Theater und TV-Shows, bei der Suche nach WG-Mitbewohnerinnen oder Samenspendern, in Fahndungen und Profiling, bei der Wahl von Politikern in Parteien (nach Regionen, Geschlechtern, ›Flügeln‹), aber auch im Rahmen von existenziellen Entscheidungen in Asylverfahren oder bei der Triage.

Ein solches Spektrum verlangt nach analytischer Ordnung und diese nach Vergleichen. Ebendieses widmet sich dieser Band. Er versammelt Beiträge des Sonderforschungsbereichs *Humandifferenzierung* an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und am Leibniz-Institut für Europäische Geschichte.¹ In dieser Einleitung gehen wir auf das Vergleichen ähnlicher und grundverschiedener Gegenstände als eine alte

1 Es ist der zweite Band, der eine Synopse der Forschungen des SFB 1482 vorstellt. Die disziplinären Perspektiven der zehn beteiligten Fächer – Soziologie, Ethnologie, Amerikanistik, Germanistik, Afrikanistik, Sozialpsychologie, Geschichts-, Translations-, Medienkultur- und Theaterwissenschaft – haben wir in Dizdar u. a. (2021) vorgestellt. Ergebnisse der vorgängigen Forschungsgruppe *Undoing Differences* zum Thema Humandifferenzierung finden sich in Hirschauer (2017a).

Herausforderung der kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis ein (s. 2.). Zuvor aber seien zwei andere Aspekte dargestellt: dass das Vergleichen als impliziter Akt bereits *konstitutiv* für die vielen Humandifferenzierungen in der sozialen Praxis ist, und dass der Vergleich als konturierte epistemische Praktik auch schon zum *Gegenstand* wissenssoziologischer und kulturgeschichtlicher Studien wurde.

1. Unterscheiden und Vergleichen

Was dem Alltagsverstand als ›human kinds‹ mit definierten Eigenschaften erscheint, wird im Ansatz der Humandifferenzierungsforschung als ein Komplex von miteinander verflochtenen *Prozessen der Differenzierung* rekonstruiert. Differenzierung meint hier eine Dachkategorie für unterschiedliche kulturelle und soziale Prozesse der Abstandsvergrößerung zwischen Menschen: von ihrer flüchtigen perzeptiven Unterscheidung über ihre sprachliche Kategorisierung und semiotische Markierung bis zu ihrer systematischen Klassifikation, räumlichen Segregation, körperlichen Entähnlichung, imaginativen Alterisierung und konflikthaften Polarisierung. Sie lassen sich als Stufen der Institutionalisierung einer Unterscheidung verstehen (Hirschauer 2021). Menschen voneinander zu differenzieren, heißt, sie perzeptiv auseinanderzuhalten, sie sprachlich zu kategorisieren und klassifikatorisch zu trennen, aber auch, sie praktisch-evaluativ ungleich zu behandeln, räumlich zu segregieren, als Andersartige zu imaginieren etc. In all diesen Stufen finden sich Momente eines *impliziten Vergleichens*.

Unterscheidungen sind zunächst nur fragile Differenzierungsakte im Rahmen situierter Praxis, etwa zwischen den Speisen eines Buffets, dem Aroma von Parfums, beim Erleben von Attraktivität oder Sympathie. Sie versuchen, sich in der pendelnden perzeptiven Bewegung zwischen Objekten an irgendetwas ›festzumachen‹, und dies fällt mal leichter, mal schwerer, denn die Objekte differieren nicht einfach von selbst, erst die Unterscheidungen differieren sie. Sie schaffen einen ersten Abstand zwischen ihnen, oft ohne in die Sprache oder ins Bewusstsein vorzudringen: Die vergleichende Differenzierung von Geschmäckern und Gerüchen ist meist nicht einmal sprachfähig, hat aber hohen praktischen Orientierungswert (Bourdieu 1979). Unterscheidungen vollziehen ein implizites Werten, das aus der Ambivalenz der Dinge herauszufinden versucht. Es kann changieren und etwas mal so, mal so ›finden‹.

Jede Unterscheidung ereignet sich eingebettet in ein beständiges stilles Vergleichen, das praktischen Zwecken folgt. Sie schafft in einer diffus begrenzten Menge (z.B. einem Haufen Puzzleteile) oder einer vorausgesetzten, nämlich bereits unterschiedenen Einheit (›blau‹) zwei neue Einheiten, deren interne Einheitlichkeit sie behauptet. Sie erbringt damit eine

doppelte Ordnungsleistung: Einerseits differenziert und spezifiziert sie die Mengen auf ihren beiden Seiten als ungleichartig (z.B. als heller oder dunkler), andererseits egalisiert und versämtlicht sie die Elemente auf jeder ihrer Seiten als gleichartig (als ›die Hellen‹ und ›die Dunklen‹). Unterscheidungen machen die Dinge also ebenso unterschiedlich wie gleich, sie haben eine differenzierende Vorderseite und eine gleichmacherische Kehrseite, vollziehen Gleichsetzung wie Ungleichsetzung.

Die Bivalenz dieser Operation ist von besonderer Bedeutung, wenn ihre Objekte nicht Puzzleteile, sondern Artgenossen sind. In der Humandifferenzierung werden die Unterscheidenden ihrerseits kategorisiert. Damit kommt eine Reziprozität ins Spiel, die es in der Kategorisierung von Tieren oder Artefakten nicht gibt. Humandifferenzierungen bestehen in den meisten Fällen nicht nur aus einem einseitigen oder beidseitigen Taxieren, sondern in *reziproken Vergleichsoperationen*, in denen sich Unterschiedene und Unterscheidende in ein Verhältnis zueinander setzen: als Rangungleiche oder Peers, Geschlechtsungleiche oder -verschiedene, Bekannte oder Fremde, Attraktivitätsmatches oder -mismatches etc.² Jede Humandifferenzierung stiftet dadurch eine grundlegende *kulturelle Un/Gleichheit*. Sobald sich Menschen in einer Hinsicht unterscheiden, gehen sie Beziehungen als Gleiche oder Ungleiche ein, sie begegnen und versammeln sich homo- oder heterosozial. Die Unterschiedlichkeit von Menschen ist also nicht nur eine irgendwie gegebene, unbestimmte Diversität, sie besteht aus sinnhaft qualifizierten Unterscheidungen und Relationen, die die Unterscheidenden notwendig einschließt. So ist jemand nicht nur ein ›Jugendlicher‹, sondern je nach sozialer Beziehung ›älter/jünger/gleich alt‹. Kulturelle Un/Gleichheit entsteht aus qualitativen Unterscheidungen in Bezug auf ein variables Drittes: auf praktische Vergleichshinsichten, durch die sich Menschen als homo- oder heterosozial positionieren (Hirschauer 2017b: 38f.).

Humandifferenzierung beschränkt sich aber nicht nur auf die Feststellung von Un/Gleichheit, sie impliziert oft auch deren physische Herstellung. Dies umfasst zum einen die semiotische (oft visuelle) *Markierung* von Menschen, eine ästhetische Abstandsvergrößerung, die sie als erkennbare Entitäten wahrnehmbar macht. Zu diesen Zeichen gehören Körpermerkmale, Haltung, Gestik, Mimik, Stimmführung, Kleidung usw. Menschen werden habituell so disponiert, dass sie sich für bestimmte Unterscheidungen unterscheidbar machen und so die Verwechslungsfestigkeit von Kategorien erhöhen. Zum anderen schreiben

- 2 Ein klassischer Fall, der auf den Sinn für den eigenen Platz in vertikalen Differenzierungen fokussierte, ist der sog. »soziale Vergleich« (Festinger 1954), ein *evaluierender* Aufwärts- und Abwärtsvergleich, über den Menschen feststellen, ob es ihnen (etwa wirtschaftlich oder gesundheitlich) besser oder schlechter geht.

Dissimilierungsprozesse Unterscheidungen auch materiell in Körper ein. So wie das Design Objekte und die Züchtung Tierarten physisch differenzieren und die ihnen zugeschriebenen Attribute in ihren materiellen Strukturen zur Erscheinung bringen und fortentwickeln, so werden auch materielle Abstände zwischen Kategorien von Menschen an diesen hergestellt und vorangetrieben. Das gilt für die Einschleifung professioneller Habitus, die körperliche Disziplinierung von Sportlern, die geschlechterdifferenzierende Sozialisation, die Herstellung von Stimmen im klassischen Gesang oder die sprachliche Entähnlichung verfeindeter Ethnien. Eine konstitutiv ungleiche Behandlung von Menschen ist zuallererst eine differenzielle, verungleichende Behandlung, die ihnen eine kulturelle Unterscheidung als faktische Unterschiedlichkeit einschreibt, ihre Körper entähnlicht und materiell verändert.

Zur körperlichen kommt ferner eine imaginative Veränderung – die *Alterisierung*. Sie essentialisiert äußerliche Ungleichheiten zu innerlichen Wesenszügen. So werden etwa ›den Frauen‹ stereotyp zugeschriebene Eigenschaften der Weiblichkeit und die an ihnen idealisierte Femininität zu einem ›weiblichen Wesen‹ stilisiert, das sie mit Männern letztlich unvergleichbar macht. Alterisierungen negieren Ähnlichkeit und Kommensurabilität, sie vertiefen Humandifferenzierungen durch *Vergleichsunterbindungen*. Die gibt es für die Geschlechterunterscheidung etwa mit der Segregation von sportlichen Wettkämpfen und Disziplinen, es gibt sie auch in der evaluativen Selbstdistinktion (etwa als ›Edle‹, als ›auserwähltes Volk‹), die eine ›Unvergleichlichkeit‹ postuliert, die den Relativierungen jedes Vergleichs enthebt. Denn so wie Vergleiche in Leistungskonkurrenzen ergebnisoffene Stratifikation erlauben, stützen Vergleichstabus starre Stratifizierung, indem sie Singuläres vor dem profanisierenden (Differenzen nivellierenden) Zugriff des Komparativs schützen (von Sass 2011: 45f.).

Mit den bislang genannten Formen des impliziten Vergleichens hat sich die Wissenssoziologie des Vergleichs (z. B. Heintz 2016, 2021) bislang nur am Rande befasst. Ihr Gegenstand ist ›der Vergleich‹, das explizite, systematische Vergleichen einer professionell elaborierten Komparatistik (etwa in der Wissenschaft oder in Bürokratien), das in der Humandifferenzierung im Kontext von *Klassifikationen* bedeutsam ist. Wissenschaftliches Vergleichen besteht aus Praktiken wie Beobachten, Beschreiben, Bestimmen, Benennen, Messen, Sammeln, Sortieren etc. (Epple/Erhart 2015) sowie aus synoptischen Darstellungsformen wie Tabellen und Rankings (Heintz 2018). Bettina Heintz fasst diesen Vergleich im Anschluss an kultursoziologische Überlegungen Luhmanns (1995) formal als eine dreistellige Operation: Objekte müssen für einen Vergleich zunächst (1) als vergleichbar/gleichartig eingestuft (derselben Kategorie zugeordnet), dann (2) mittels Vergleichskriterien differenziert werden, bevor sich auf dieser Basis von Gleichheitsunterstellung und

Differenzbeobachtung (3) ein Sinnzusammenhang zwischen ihnen herstellen lässt (Heintz 2016: 319).³

Aus kulturhistorischer Sicht auf Praktiken des Vergleichens kritisieren Epple/Erhart (2015) an diesem formalen Begriff, man müsse auch die Situiertheit des Vergleichs berücksichtigen: Akteure müssen noch vor der logischen Mechanik der Komparatistik je nach Kontext eine Vergleichshinsicht wählen, ein *Woraufhin* (ibid.: 18), das dazu Anlass gibt, zwei Entitäten als Komparata in Betracht zu ziehen. Sie brauchen ein praktisches Interesse, bestimmte Vergleiche überhaupt erst anzustellen. Ihre Durchführung lässt dann bestimmte Eigenschaften in den Vordergrund, andere in den Hintergrund treten. Von Sass (2011) geht daher von einer vierstelligen Operation aus, die zwei Kontexte einschließt: »Zu unterscheiden ist der Kontext, in dem verglichen wird, von den Kontexten, in denen sich die Vergleichsglieder befinden« (ibid.: 4). Auch das implizite Vergleichen in der Praxis der Humandifferenzierung zeigt diese Kontextualität: Warum wie verglichen wird, unterscheidet sich erheblich in der kognitiven Navigation, der interaktiven Begegnung, dem sportlichen Wettkampf (dem Leistungsvergleich) oder im Operieren wissenschaftlicher und bürokratischer Sortiermaschinen. Was in der begrifflichen Rekonstruktion als erster Teil einer logischen Operation erscheint, stellt sich in der empirischen Beobachtung als oft still vollzogene Gleichsetzung heraus, in der soziale Vorentschiedenheiten wirksam werden: wessen Bilder auf Tinder hintereinander erscheinen, wer einem situativ über den Weg läuft, wen man in Wettkämpfen gegeneinander antreten lässt oder welche Vergleichsklassen eine zoologische Taxonomie zugrunde legt.

Für Heintz ist die kategoriale Gleichsetzung (neben der Differenzbeobachtung) eine von zwei Elementaroperationen des Vergleichs, der Zusammenhang von Vergleichen und Unterscheiden erscheint aber enger: Ein Vergleich stellt fest, ob etwas gleich oder ungleich ist und in welchen Hinsichten, was aber voraussetzt, dass er schon stattgefunden hat, um zwei Dinge als überhaupt vergleichbar (also in mindestens einer Hinsicht gleich) wahrzunehmen. Um einen Unterschied zu machen, muss

- 3 In der Etymologie des Verbs »vergleichen« finden sich die ersten beiden Schritte in einer historischen Sukzession. Adelungs *Wörterbuch der hochdeutschen Mundart* unterscheidet 1801 die Bedeutung des gleich und eben Machens (etwa beim Angleichen von Treppenstufen oder Begradigen von Kleidungsstücken) von einer zweiten Bedeutung der Feststellung von Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit. Grimms *Deutsches Wörterbuch* stellt dann 1852 einen Bedeutungswandel fest: »[W]ährend früher die nebeneinanderstellung und gleichstellung das zumeist betonte war, nimmt das wort später den sinn des kritischen betrachtens, abschätzens an; früher ist es mehr die gleichheit, welche bei vergleichen hervorgehoben wird, heute mehr das unterscheidende neben dem gleichen.« (Grimm 1852/1956, Spalte 456)

verglichen worden sein; um einen Vergleich durchzuführen, muss unterschieden worden sein. Gleichheit und Ungleichheit zweier Entitäten sind also Voraussetzung *und* Ergebnis des Vergleichens. Der Soziologie des Vergleichs fehlt hier ein unterscheidungstheoretischer Bezug zum Zeitverlauf der Vergleichspraxis: vom Schaffen der Voraussetzungen über die Durchführung bis zum Ergebnis. Vergleiche sind Prozesse, die die Bedeutung bestimmter Unterscheidungen zuerst herunterspielen müssen, um eine Menge zu vereinheitlichen, in der sie dann die Bedeutung anderer Unterscheidungen hochspielen können, um Differenzen festzustellen. Bei scheiternden Vergleichen muss man am Ende erkennen, dass Voraussetzungen fehlten: etwa die Unterstellung von Homogenität bei Leistungsvergleichen, von Ähnlichkeit bei ›einzigartigen‹ Objekten.

Das implizite Vergleichen des sozialen Lebens hat diese logischen Probleme nur selten. Es besteht aus der Unterscheidungen suchenden, tastenden Wahrnehmung, der materiellen Angleichung oder Ver(un)gleichung von Körpern sowie der interaktiven Praxis des reziproken Vergleichens, die praktischen Zwecken folgt und die Beobachterin notwendig involviert. Dieses stille, implizite Vergleichen sorgt im Alltagsbetrieb der Gesellschaft für beständige Einteilungen und Relationierungen von Menschen unterhalb des Radars von expliziten Vergleichsoperationen. In der Sprache der Soziologie ›des Vergleichs‹ gesprochen geht es bei der Humandifferenzierung um eine progrediente *Verungleichung* von Menschen, die Ähnlichkeitswahrnehmungen, Entähnlichungsprozesse, diskriminierende Ungleichbehandlungen, gelegentlich explizite Vergleiche und oft Vergleichstabus umfasst. Dabei kann die Alltagspraxis mit Vagheit und dem Ungefähren recht gut umgehen (Garfinkel/Sacks 1970). Sie lebt mit *Ähnlichkeiten*, mit dem Gleich- *und* Anderssein zweier Dinge in verschiedenen Hinsichten. ›Ähnlich‹ erscheinen Dinge, die nicht streng verglichen werden, und deren Unterscheidung man machen, aber auch lassen kann. Klassifikationen beruhen dagegen auf explizit ›angestellten‹ Vergleichen und durchgehaltenen Unterscheidungen an Menschen.

2. Kultur- und sozialwissenschaftliche Vergleiche

Der Vergleich als praktische Herausforderung der Kultur- und Sozialwissenschaften erfuhr im Übergang zur neuzeitlichen Wissensordnung eine besondere Konjunktur. Nietzsche sprach vom »Zeitalter der Vergleichung« (1878: 44). Foucault (1971) ließ den Aufschwung der Vergleiche im 17. Jahrhundert beginnen und grenzte sie von Analogien ab. Analogien betonten nicht Unterschiede, sie suchten nach Verbindungen und konstatierten Ähnlichkeiten noch zwischen dem Entferntesten. Vergleiche suchen dagegen Identität und Differenz im Rahmen von Klassifikationen. Auch Luhmann (1995) hielt Vergleiche für eine Ordnungstechnik

gerade der europäischen Moderne. Die Ständegesellschaft kannte klare Vergleichsverbote zwischen Adeligen und Gemeinen, während die funktional differenzierte Gesellschaft zwar Vergleichsgrenzen zwischen ihren Teilsystemen kennt, aber mit der Egalitätsnorm auch das Vergleichen von Menschen so enthemmte, dass die Idee der Einzigartigkeit des Individuums (die Vergleiche inhibiert) dies wieder kompensiert haben dürfte (Heintz 2016: 307). In den Kulturwissenschaften wurde das Vergleichen zu einem weltumspannenden Verfahren, das auch weit auseinander liegende ›Völker‹, Religionen und Lebensformen miteinander in Beziehung setzte (Epple/Erhart 2015). Eine Kritik des entfesselten Kulturvergleichs (etwa bei Herder) versuchte sich im 18. Jahrhundert wiederum an Vergleichsunterbindung und insistierte auf historischer und kultureller Einzigartigkeit. Aber auch solche Behauptungen von Individualität beruhten ihrerseits auf (impliziten) Vergleichen. Vor diesem turbulenten Hintergrund hat die Entwicklung der neuzeitlichen Wissenschaften verschiedene Ansätze und Methoden des Vergleichens hervorgebracht, von denen wir im Folgenden eine kleine Auswahl der Geschichts-, Kultur- und Sozialwissenschaften skizzieren.

(1) In der *Geschichtswissenschaft* gilt der Vergleich als eine etablierte Methode, um die Vielfalt und Ungleichzeitigkeit von Differenzierungs- und Angleichungsprozessen in ihren Zusammenhängen zu analysieren. Der historische Vergleich stellt Unterschiede und Gemeinsamkeiten seiner entfernten oder nahen Fälle synchron und diachron heraus und versucht so, die Gleichförmigkeit und Universalität oder aber die Ausprägung und Genese jedes einzelnen Vergleichsfalls zu erfassen und zu erklären (Bloch 1928). Zu den methodischen Herausforderungen des historischen Vergleichs gehört es, einen geographischen und zeitlichen Rahmen auch induktiv, also unter Berücksichtigung des untersuchten Phänomens abzustecken, sowie Diskrepanzen der historischen Ausdrucksweisen, Bedeutungszuschreibungen, Sozialstrukturen und Öffentlichkeiten in mindestens zwei untersuchten Räumen oder Zeiten sowie der Gegenwart offenzulegen. Die durch den historischen Vergleich erzeugte »paradigmatische Verfremdung« eines vertrauten Gegenstands wirft neue Fragen auf (Leonhard 2016: 352). So lässt sich etwa ein Spektrum von orts- und zeitspezifischen Praktiken des Unterscheidens auffächern und auch zur Aufklärung allgemeiner Wandlungsprozesse beitragen.

Untersuchten Historiker:innen in den 1970er und 1980er Jahren mithilfe von Vergleichen vor allem die Bildung und Transformation von Nationalstaaten oder Reichen, deren behördliche Dokumente und organisatorische Strukturen, hat das Fach seit den 1990er Jahren die Komparatistik um Fragen von Transfer- und Verflechtungsprozessen erweitert, also Mobilitäten von Menschen und Dingen und andere Faktoren der Wechselwirkung in den Blick genommen (Espagne/Werner 1985; Paulmann 1998; Middell 2016). So analysierten Studien etwa die

Annäherung und Abgrenzung durch Erwerbsmigration, Exil und andere Formen menschlicher Mobilität und zeigten Folgen für entsprechende zeitgenössische Auseinandersetzungen auf (Leonhard 2006: 346). Arbeiten zu Transferprozessen haben den ungleichzeitigen Wandel ihrer Vergleichsfälle beleuchtet und eine Reflexion über die wissenschaftliche Standortgebundenheit der Vergleichenden im Rahmen einer ›histoire croisée‹ eingeführt.

In jüngerer Zeit hat die Geschichtswissenschaft den Vergleich (wie eingangs skizziert) auch als Gegenstand, nämlich als analytisches Instrument der Wissenschaft wie als kulturell und sozial eingebettete Praxis der Weltdeutung untersucht. Zu ihren Befunden gehört, dass die – mehr oder minder verdeckte – Herstellung von Vergleichbarkeit selbst als Akt des Nebeneinanderstellens verstanden werden muss, in dem soziale Interessen und Standorte wirksam werden (Epple/Erhart 2015: S. 14f.). Damit eröffnet sie auch den Blick auf die Beziehungen zwischen dem Vergleichen und Unterscheiden von Menschen. So hat Reinhard Koselleck in nahezu allen Zeiten die Herausbildung asymmetrischer Gegenbegriffe als Form sozialer Vergleiche ausgemacht und drei territorial, religiös und ideologisch geprägte Typen der scharfen Abgrenzung von Kollektiven wie »Hellenen« versus »Barbaren«, »Christen« versus »Heiden«, »Mensch« und »Unmensch« aufgefächert (Koselleck 1989). Im neuzeitlichen Europa bestanden überdies drei weitere Modi des sozialen Vergleichs nebeneinander, die Willibald Steinmetz als binäre Differenzierungen des ›above/below‹ und ›better/worse‹ sowie als Einmaligkeitsbehauptung (›simply different‹) beschrieben hat (2019b). Diese Vergleichstypen entwickelten sich ungleichzeitig und bezogen sich in der sozialen Praxis lange Zeit auf höchst verschiedene Kategorien von Menschen.

Für das Vorhaben dieses Bandes ist eine solche relationale Perspektive, die sich auch mit der Bedingtheit der gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Vergleichspraxis befasst, instruktiv. Sie zeigt die historische Komparatistik zugleich mit sehr verschiedenen Beobachtungspraktiken, Anliegen und Normen verbunden. So trugen um 1900 vor allem Nationalökonomien, Philosophen und Soziologen in Europa und den Vereinigten Staaten dazu bei, Vergleiche zu objektivieren und zu klassifizieren, indem sie die sozialen Distinktionsmuster jeweils an bestimmte Menschentypen koppelten: die Behauptung der Unvergleichlichkeit an den Typus des Adligen oder die Oben-Unten-Unterscheidung an die Erfahrung des »gemeinen Mannes« bzw. der »kleinen Leute« (Steinmetz 2019b: 100ff.). Vor diesem Hintergrund arbeitet ein relationaler historischer Ansatz auch die Vielfalt der Differenzierungs- und Vergleichspraktiken hinter solchen wissenschaftlichen Sozialfiguren heraus und trägt so zur Dekonstruktion von binären Differenzierungen wie zur Dezentrierung von Unvergleichlichkeitsbehauptungen und asymmetrischen Kollektivkategorien (»us« versus »them«, Mensch versus Naturwesen) bei.

Er perspektiviert die Herausbildung und Institutionalisierung von Unterscheidungen und zeigt die Interferenzen auch mit alternativen Konstruktionen von Zugehörigkeit unter verschiedenen Machtverhältnissen auf.

(2) In den *kulturwissenschaftlichen* Fächern haben vor allem die Kunstgeschichte sowie die Literatur-, Translations- und Medienwissenschaft Verfahren des Vergleichens hervorgebracht, um Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Literaturen, Kunstformen und Medien herauszuarbeiten. Die literaturwissenschaftliche Komparatistik sollte die Beschränkungen der Nationalphilologien auf Autor:innen und Werke bestimmter nationaler Herkunft zugunsten transnationaler und interkultureller Perspektiven auf ›Weltliteratur‹ überwinden (Zemanek/Nebrig 2012). Entsprechende Vergleiche zeigen einerseits (im genetischen Vergleich) direkte Einflusslinien zwischen Autor:innen sowie intertextuelle Bezüge und machen andererseits (im typologischen bzw. kontrastiven Vergleich) Analogiebildungen, Parallelen und Unterschiede vor dem Hintergrund geteilter historischer und kultureller Umfelder sichtbar (Zelle 2004/2005). Postkoloniale Beiträge kritisierten den Eurozentrismus komparatistischer Vergleiche und forderten eine stärkere Berücksichtigung nicht-europäischer Autor:innen und Literaturen (Spivak 2003).

Die Literatur wird aber auch mit weiteren künstlerischen Formen wie Malerei, Musik und Film vergleichend ins Verhältnis gesetzt, wobei die jeweiligen Ausdrucksformen und medialen Spezifika im Vordergrund stehen. Ein prominentes Feld ist das seit den 1980er Jahren entstehende kulturhistorische Interesse am Verhältnis von Texten und Bildern, also die Frage nach der Relation von Sichtbarem und Sagbarem (Deleuze 1992). Sie schließt an schon seit der Antike geführte Debatten um die Relationen von Sprache, Schrift, Bild und Musik an, die ab dem 15. Jahrhundert in der Renaissance-Kunst und im Frühbarock als Paragone (ital. ›Vergleich‹, ›Gegenüberstellung‹), d. h. als Wettstreit der Künste ausgetragen werden. Welcher gebührt der Vorrang? Dies betrifft das Verhältnis der Professionen der Maler und Bildhauer (hier standen sich etwa Leonardo da Vinci und Michelangelo gegenüber) oder allgemeiner: das Verhältnis von visuellen Künsten und Dichtkunst. Hier zeigt sich erneut die komplexe soziale Einbettung der Vergleichsoperation: Einerseits trägt der Vergleich epistemisch zur Identitätsbildung bei, führt nämlich mittels kunsttheoretischer Traktate zur Selbstreflexion der betreffenden Profession; andererseits markieren der Streit und Wettkampf um eine Vorrangstellung, dass zugleich ein praktisches Sich-Vergleichen und Sich-Messen stattfindet, das mit Valorisierung, Hierarchie und Asymmetrisierung zwischen den Künsten einhergeht.

Grundlegend für den Paragone war die Annahme einer prinzipiellen Vergleichbarkeit der Künste (*ut pictura poesis*). Gaben die antiken Poetiken auf dieser Basis der Dichtung den Vorrang, sah die Renaissance ihn bei den visuellen Künsten. Mit der Aufklärung nimmt das Vergleichen

dann eine theoretische Wendung. Im Rahmen der Laokoon-Debatte betonte Gotthold Ephraim Lessing, dass die Künste nicht ohne Weiteres vergleichbar seien. Er setzte auf die *Medienspezifität* von Text und Bild: Während die Poesie Worte in der Zeit ordnet, würden Malerei und Bildhauerei Farben und Formen im Raum anordnen. Indem Lessing die Sequenzialität der Poesie und die Simultaneität von Bildhauerei und Malerei zum Vergleichskriterium machte, begründete er einen Unterschied der Künste, ohne auf valorisierende Rangordnung setzen zu müssen.

Im 20. Jahrhundert ist es dann die kulturwissenschaftliche Medienforschung, die im Anschluss an den Pictorial bzw. Iconic Turn (Mitchell, Boehm) der 1990er Jahre eine medientheoretische Sprache für die Relationalität von solchen »Text-Bild-Verhältnissen« (Weingart/Voßkamp 2005) entwickelt und damit den Vergleich der Künste auf eine andere Ebene hebt. Sie stellt von einer ontologischen Bestimmung auf eine differenztheoretische um: »Kein Bild ohne Text – kein Text ohne Bild. Oder genauer gesagt: Kein Bild ohne Bild-Text-Differenz – kein Text ohne Text-Bild-Differenz« (ibid.: 9). Unter dem Titel »Intermedialität« werden solche Fragen der Kopplung und Interferenz von Medien in einem eigenen Analyseansatz zusammengeführt, der Medien als *distinkt* betrachtet (Rajewsky 2002). Diese vorausgesetzte Unterscheidbarkeit wird aber auch kritisch beurteilt: Nicht nur liegen häufig Mischungsverhältnisse vor, auch lassen die digitale Vernetzung und Plattformbasiertheit heutiger medialer Phänomene eine Perspektivierung von »Einzelmedien« grundsätzlich zu kurz greifen. Die Medienwissenschaft steht daher aktuell exemplarisch für grundlegende Herausforderungen komparatistischer Forschung – und zwar egal, ob es um Medien oder Menschen geht: die kategoriale Abgrenzung ineinander übergehender Komparata, die Reifikation durch Vergleichsoperationen und die Suche nach hinreichend abstrakten Vergleichsgesichtspunkten.

(3) In den *Sozialwissenschaften und der Ethnologie* ist der Vergleich wohl am besten in einer langen Tradition von Studien etabliert, die von vornherein als solcher angelegt sind, nämlich als Kulturvergleiche (Srubar et. al. 2005). In gewissem Sinne wohnt der Vergleich dem Kulturbegriff bereits inne, indem die Rede von Kulturen eine Erfahrung des Auch-anders-möglich-seins nahelegt und dieses Andere erst im Vergleich sichtbar wird (Luhmann 1995). Evans-Pritchard verstand ethnologische Feldforschung als eine Bewegung vom »frontalen« zum »lateralen« Vergleich. Der frontale Vergleich zwischen »uns« und »ihnen« macht das Vertraute fremd und das Fremde vertraut, der laterale produziert mittels Fallstudien immer neue Unterschiede und Näherungsweisen (Candea 2016: 189). Auch Mauss oder Lévi-Strauss waren darauf aus, über Parallelisierungen universelle Zusammenhänge aufzudecken, bei Lévi-Strauss vor allem Konzeptionen von Verwandtschaft und mythischen Vorstellungen. Dieser aufs Universale zielende Vergleichstypus

wurde fachgeschichtlich abgelöst von Studien, die sich von Verallgemeinerungen abwandten. Forscher:innen wie Boas, Mead oder Geertz richteten ihr Interesse auf die Erschließung der Partikularität einer Kultur (Rippl/Seidel 2008: 29ff.). Heutige Studien fokussieren oft spezifische empirische Ausschnitte, etwa eine bestimmte Praxis, und vergleichen sie mit Blick auf anthropologische Konzepte, etwa Begriffe von Person oder Zugehörigkeit (van der Veer 2016).

In soziologischen Forschungstraditionen widmet sich die Sozialstrukturanalyse der Positionierung von Menschen sowie dem Vergleich von Staaten und weiteren Einheiten. Sie greift dabei auf eine messende Form des Vergleichens zurück, die Kategorien konstant hält bzw. konzeptuell voraussetzt, um die Sinnhaftigkeit des Vergleichs zu sichern. Im Rahmen funktionalistischen Denkens, das von Malinowski und Durkheim ausging, dienen Vergleiche dagegen weniger der Suche nach formalen Ähnlichkeiten sozialer Institutionen als ihrer funktionalen Äquivalenz. Dies ermöglicht, soziale Rituale, Institutionen oder Verhaltensweisen in variabler Relation zueinander zu betrachten. Dem Funktionalismus von Merton und Parsons entspricht ein methodisches Instrument, das soziale Sachverhalte, die für die Teilnehmer selbst nichts miteinander zu tun haben müssen oder gar entgegengesetzt erscheinen, im Hinblick auf ihre Funktion parallelisiert, etwa öffentliche Sportereignisse und religiöse Rituale. Spätestens seit Luhmann ist der Funktionalismus als eine Kunst zu begreifen, in Alternativen zu denken, also gemeinsame Bezugsprobleme zu abstrahieren. Dies ermöglicht, Verschiedenartiges als gleichwertig, nämlich als funktional äquivalent zu betrachten, um auf den ersten Blick Unvergleichbares in eine Vergleichsrelation setzen zu können.

In der Entwicklung qualitativer Sozialforschung hat sich das Bestreben, das Potenzial maximalkontrastiver Vergleiche auszuschöpfen, auch aus anderen Gründen als äußerst fruchtbar erwiesen. Strauss und Corbin (1996: 69) sprechen von »weithergeholten Vergleichen«, für die vor allem Everett Hughes, ein Vertreter der Chicago School of Sociology, bei seinen Schülern warb. Prominent wurde seine provokante Frage zu Professionen: »How is a priest like a prostitute?« (Hughes 1971: 316). Bei all ihrer Gegensätzlichkeit gebe es, jenseits des Statusunterschieds, erstaunliche Parallelen in der Spezifik der Tätigkeitsfelder: »They both hear confessions in private, outsiders find their work somewhat mysterious etc.« (ibid.: 316). Im Sinne einer Verfremdungsstrategie, die mit der für den ethnografischen Blick hinderlichen Normalität und Vertrautheit des Forschungsgegenstands bricht, ziehen sich Analogien im Sinne weit hergeholter Vergleiche auch durch das gesamte Werk Erving Goffmans, etwa wenn er Individuen als Fahrzeuge beschrieb, um sie als verletzte Fußgänger zu entdecken, oder als Gruppen mit nur einem Mitglied, um sie als kontaktscheue Einzelne erkennen zu können (vgl. Breidenstein et al. 2020: 31).

In systematisierter Form ging diese Forschungshaltung schließlich in die »Grounded Theory« ein, die Glaser 1965 als »Methode des ständigen Vergleichens« kennzeichnete (Strübing 2013: 114). Um die Spezifika und Variationsbreite eines sozialen Phänomens zu bestimmen, setzt auch sie auf den jeweils am Gegenstand zu entwickelnden forschungslogischen Einsatz minimal- bis maximalkontrastierender Vergleiche. Sie können dazu dienen, die in einem sozialen Feld vorhandenen Perspektivendifferenzen möglichst trennscharf zu identifizieren, vor allem aber auch dazu, die Teilnehmerperspektive hinter sich zu lassen. Adäquate soziologische Fremdbeschreibungen kommen nicht ohne kreativ gewählte Vergleiche aus, die in der Lage sind, die Kontingenzen des Feldes zu erschließen und wie durch ein Kontrastmittel illustrativ zu zeigen. Während sich manche Vergleiche unmittelbar aufdrängen, liegt das analytische Potenzial anderer eher verborgen. Das Vergleichen lässt sich in diesem Sinne auch als ein exploratives Verfahren kennzeichnen, das mit theoretischem Gespür nach aufschlussreichen (Mis-)Matches von Fällen fahndet. Damit basiert auch das sogenannte »Theoretical Sampling« (ibid.: 116), für unseren Band also die Frage, welche Fälle sowohl innerhalb als auch außerhalb bestimmter Formen von Humandifferenzierung wie aufeinander bezogen werden, auf der Variation minimal- und maximal kontrastierender, naher und weit entfernter Vergleiche.

Im Anschluss an solche Verfahren des Vergleichens fächert dieser Band nun das weite empirische Feld der Humandifferenzierung auf. Seine Autor:innen setzen sich mit dem Unterscheiden von Menschen in der sozialen Praxis auseinander, indem sie innerhalb des Ansatzes der Humandifferenzierungsforschung verschiedene Methoden des sozial- und kulturwissenschaftlichen Vergleichens einsetzen. Werden Modi des Unterscheidens Gegenstand von Vergleichsoperationen, laufen diese unvermeidlich in die eingangs genannten rekursiven Schleifen: Vergleiche verlangen nach Unterscheidungen, Unterscheidungen nach Vergleichen. Die Autor:innen dieses Bandes begrüßen diese Selbstbezüglichkeit als notwendigen Teil ihrer Bemühungen um eine Aufklärung der Formen der Humandifferenzierung.

3. Die Beiträge dieses Bandes

Der Band ist in vier Abschnitte gegliedert: Der erste Block widmet sich *konzeptuellen Grundlagen*, indem er unterschiedlich abstrakt gefasste Formen von Humandifferenzierung begrifflich sortiert, systematisch aufeinander bezieht und miteinander ins Gespräch bringt. Im zweiten Block sind Beiträge versammelt, die *kategoriale Humandifferenzierungen* in ihrer Genese, Entwicklung und Verschränkung zum Gegenstand haben. Sie reichen von etablierten Formen der Geschlechter-, Leistungs- und

Herkunftsdimensionen bis hin zu subtilen Formen ästhetischer Differenzierung im künstlerischen Aktivismus. Zum einen werden dabei dieselben Humandifferenzierungen zu unterschiedlichen historischen Zeiten, an verschiedenen Orten und in variierenden sozialen Gebilden miteinander verglichen, zum anderen deren kategorialer Wandel in den Blick genommen, der wiederum erst sichtbar wird, wenn man die Beobachterperspektive variiert und abstrahiert. Im dritten Block des Bandes stehen *Rollendifferenzierungen* im Zentrum sowie die Frage, wie diese mit anderen Formen von Humandifferenzierung interferieren. In einem feldübergreifenden und einem feldimmanenten Vergleich der Humandifferenzierung geraten situative Dynamiken ebenso in den Blick wie sprachliche, semiotische und bauliche Infrastrukturen. Der letzte Themenblock widmet sich in zwei Beiträgen den *Außenrändern des Humanen*, an denen Humandifferenzierung die Abgrenzung des Menschen von Tieren, Artefakten und weiteren Entitäten meint, die ebenfalls vergleichend aufeinander zu beziehen sind.

Den Auftakt zum ersten Teil des Bandes macht ein Gastbeitrag von *Rogers Brubaker* und *Matías Fernández* (Soziologie), der für einen domänenübergreifenden Vergleich sozialer Kategorien plädiert. Im Unterschied zu vielen vergleichenden Analysen, die vordefinierte Einheiten innerhalb einer Domäne untersuchen, richtet sich der Blick hier auf das grundlegende Gerüst selbst, in dem spezifische kategoriale Unterscheidungen organisiert sind. Brubaker und Fernández konzentrieren sich auf Domänen, die für die umkämpften Differenzierungslinien zeitgenössischer Politikfelder von zentraler Bedeutung sind und führen zwei Beispiele domänenübergreifender Vergleiche vor. Das erste Beispiel kontrastiert Sex/Gender mit ›Rasse‹/Ethnizität als Formen zugeschriebener Identitäten, die sich zunehmend – wenn auch in unterschiedlichem Maße und auf unterschiedliche Weise – für Mitbestimmung und -gestaltung öffnen. Der zweite Vergleich untersucht Religion und Sprache als Domänen sozialer Differenzierung, die in der Politik eines kulturellen Pluralismus eine zentrale Rolle spielen. Abschließend skizzieren Brubaker und Fernández fünf Unterscheidungskriterien des Vergleichens von Humandifferenzierungen: (1) das Kriterium der Mitgliedschaft und Zugehörigkeit, (2) die kategoriale versus graduelle Struktur von Differenzierungen, (3) die Konsolidierung oder Vermehrung von Differenzkategorien, (4) die Verfahren für den Umgang mit ambigen oder schwer zu klassifizierenden Fällen, und (5) schließlich die Beziehung zwischen Differenzkategorien und der (Re-)Produktion sozialer Ungleichheit.

Der Beitrag von *Stefan Hirschauer* (Soziologie) gilt Grundzügen einer Typologie der Humandifferenzierung. Er versucht, im großen Spektrum der Unterscheidungen zwischen Menschen – von fluiden Rollen und variablen Beziehungspositionen über kategorial fixierte Zugehörigkeiten und Zwangsmitgliedschaften bis zu hierarchisch angeordneten

Status – Vergleichbarkeit und konzeptuelle Ordnung herzustellen. Dazu schlägt er vier basale *Modi* der Humandifferenzierung vor, die sich auf deren Ansatzpunkte im Rahmen verschiedener Typen gesellschaftlicher Differenzierung stützen: die funktionale, positionale, relationale und kategoriale Differenzierung. Dann entwickelt er für die Spielarten kategorialer Humandifferenzierung fünf Vergleichsparameter, um Fälle wie Alter, Geschlecht, Nationalität, Leistung, ›Race‹ oder Konfession komparativ aufeinander beziehen zu können: (1) die Ansatzpunkte der Differenzierungen wie körperliche Invarianten, biografischer Hintergrund, Entscheidungen oder Leistungsnachweise, (2) den Grad der Organizität der Differenzierung (wie stark wird sie naturalisiert oder kulturalisiert?), (3) die Grade der Quantelung einer Unterscheidung, der zwischen Binarisierung und Gradualisierung variiert, (4) die mehr oder weniger permissiv oder rigide Ausgestaltung der Kategorienzugehörigkeit und (5) das soziale Telos einer Differenzierung, die mit ihren Teilungen immer auch Beziehungen zwischen Gleichen oder Ungleichen stiftet. Diese fünf Parameter erlauben es, operative Verwandtschaften der Differenzierungsformen festzustellen und analytische Transpositionen vorzunehmen, die die Besonderheiten eines Differenzierungsmodus auch für eine neue Beleuchtung anderer Modi nutzt. Auch sollen sie beschreibbar machen, wenn Parameter aus anderen Differenzierungsmodi faktisch historisch entlehnt werden. Bei der analytischen Transposition werden Vergleichsoptiken eröffnet, bei der historischen Anlehnung wird eine Differenz nach dem Modell einer anderen in Szene gesetzt.

Stefanie Husel (Theaterwissenschaft) und *Peter Hofmann* (Soziologie) widmen sich einer disziplinvergleichenden Diskussion des Konzepts der sozialen Rolle, das sowohl in der Theaterwissenschaft als auch in der Soziologie beheimatet ist, sich aber jeweils unterschiedlich entwickelt hat. Sie schildern die Bedeutungsgenese des Rollenbegriffs im Kontext des bürgerlichen Theaters im 18. Jahrhundert, seine Einwanderung in die Soziologie und seine dortige Weiterentwicklung im Rahmen des Strukturfunktionalismus. Nach einem Blick auf den dramaturgischen Ansatz der Soziologie (Erving Goffman), der das »role making« als ein prozessuales Modell beschreibt, diskutiert der Beitrag den Begriff der Figur, der in der Soziologie bislang nur wenig Beachtung erfahren hat, in der Theaterwissenschaft aber als Komplementärbegriff zur Rolle verwendet wird. Während sich dort der Rollenbegriff theoretisch weitgehend entladen hat, erweist sich in der Soziologie vor allem der Figurenbegriff theoretisch unterbesetzt. Der Beitrag verfolgt die Idee, Rollen- und Figurenbegriff konzeptuell ergänzend aufeinander zu beziehen und plädiert für ein im Rahmen der Humandifferenzierungsforschung empirisch nutzbares Modell der Figurengenese, welches sowohl die vielschichtige Differenzierung nach Rollen als auch deren performative Verdichtung zu situativen wie transsituativen Figuren analytisch besser fassen kann.

Roland Imhoff und Verena Heidrich (Sozialpsychologie) betrachten sozialpsychologische Forschungen zu Unterscheidungen nach ›Race‹, Geschlecht und Alter in vergleichender Perspektive. Jede dieser Unterscheidungen hat innerhalb der Sozialpsychologie eine eigene Forschungstradition (z. B. zu »race perception«, »gender relations« und »ageism«), sie nehmen aber nur wenig aufeinander Bezug. Gleichzeitig gelten im weiteren Rahmen der Sozialpsychologie verschiedene Unterscheidungen (z. B. nach Geschlecht, nach organisationaler Zugehörigkeit oder nach von der Versuchsleitung arbiträr zugeteilten Kategorien) als mehr oder weniger austauschbar, um allgemeine Theorien der Stereotypisierung, Vorurteile und Intergruppenbeziehungen zu testen. Der Aufsatz strebt eine Überwindung sowohl dieser unhinterfragten Gleichsetzung als auch der strikten Trennung als separate Phänomene an. Der Grundidee folgend, dass sich jede dieser Unterscheidungen besser verstehen lässt, wenn man sie konsequent mit etwas vergleicht, das sie nicht ist oder auf den ersten Blick nicht zu sein scheint, beleuchtet der Beitrag sowohl Gemeinsamkeiten als auch Besonderheiten der kognitiven Unterscheidung nach Alter, Geschlecht und Race anhand zugrundeliegender Merkmalsverteilungen, dem Ausmaß ihrer Essenzialisierung sowie verschiedenen Beziehungskonstellationen, in denen Unterscheidungen im Alltag gelebt werden.

Den zweiten Themenblock zu den Formen kategorialer Humandifferenzierung eröffnet *Matthias Krings* (Ethnologie) mit seinem Beitrag zu Andershäutigkeit. Er schlägt vor, Hautfarbe als Marker von Differenz nicht allein auf ›Rasse‹ zu reduzieren. Der Beitrag vergleicht drei Varianten von Humandifferenzierung, die auf Hautfarbe als zentralen Marker rekurren, sich jedoch im Hinblick auf ihre gesellschaftlichen Kontexte, historische Tiefe, geografische Reichweite, Machtkonstellationen sowie in ihren sozialen Konsequenzen für die Kategorisierten deutlich voneinander unterscheiden. Verglichen werden die Unterscheidung von ›Schwarzen‹ durch ›Weiße‹ (1), die von ›Oyibos‹ (hellhäutigen Fremden) durch Nigerianer:innen (2) und die von ›Albinos‹ durch Pigmentierte (3). Für die Erfassung dieser und anderer auf Hautfarbe basierender Unterscheidungen bietet sich der Begriff Kolorismus an, der sich bis dato ausschließlich auf die Privilegierung heller gegenüber dunkler Hautfarbtöne innerhalb ›schwarzer‹ Bevölkerungsgruppen bezieht (Monk 2014). Krings schlägt vor, ihn so zu erweitern, dass er zur Bezeichnung einer begrifflich übergeordneten koloristischen Humandifferenzierung verwendet werden kann. Seine Hypothese ist, dass Varianten koloristischer Humandifferenzierung im Kern auf einem Verhältnis von Normalität und Abweichung beruhen und (ursprünglich) in der erlebten hautfarblichen Normalität der sozialen Umwelt der Kategorisierenden zentriert sind.

Der Beitrag von *Peter Hofmann* (Soziologie) beleuchtet die elterliche Differenzierung von Paarbeziehungen in Zeiten der Entkopplung von Sexualität, biologischer Reproduktion und sozialer Elternschaft. Er

behandelt die Frage, auf welche Weisen die Praxis des Elternwerdens auf die Geschlechterunterscheidung rekurriert und welche weiteren Faktoren dies moderieren. Anhand von kondensierten Fallgeschichten auf Basis von Einzel- und Paarinterviews vergleicht der Beitrag Wege in die Elternschaft bei drei verschiedenen Paarkompositionen. Der geschlechtsungleiche (heterosexuelle) ›Normalfall‹ wird dabei als ein Szenario unter anderen betrachtet und durch die Kontrastierung mit schwuler und lesbischer Elternwerdung ethnografisch befremdet. Alle drei Formen sind mit der nach wie vor starken, aber an Selbstverständlichkeit verlierenden kulturellen Erwartung konfrontiert, dass sich elterliche Rollen signifikant nach Geschlecht unterscheiden. Geschlechtsungleiche Paare werden dadurch herausgefordert, ihre paritätischen Ideale aufrechtzuhalten, während starke gesellschaftliche Institutionen sie in die Position von ›Mutter‹ und ›Vater‹ drängen, deren Rollendifferenzierung weit über körperliche Zeugungsfunktionen hinausreicht. Dagegen sind geschlechtsgleiche Paare zunächst stärker mit der ›soziotechnischen‹ Frage konfrontiert, wie sie überhaupt Eltern werden können und wer dabei auf welche Weise eingebunden werden soll. Die Vergleichsperspektive zeigt die Humandifferenzierung werdender Elternschaft als ein vielschichtiges Geschehen der Kombinatorik und Konvertierung unterschiedlicher Ungleichheitsfaktoren im Rahmen von Paarbeziehungen.

Friedemann Kreuder (Theaterwissenschaft) und *Oliver Scheiding* (Amerikanistik) untersuchen ›Rasse‹ und Ethnizität im künstlerischen Aktivismus nordamerikanischer indigener *Zines* und im deutschen postmigrantischen Theater. Der Beitrag vergleicht Humandifferenzierungen nach ›Rasse‹/Ethnizität anhand zweier Fallstudien zur de-kolonisierenden Selbst-Darstellung von Migrant:innen in der BRD und zu Angehörigen der *First Nations* in Kanada und den USA. Die Fälle divergieren im Hinblick auf kulturelle Sinnschichten (textuelle und bildliche Diskurse vs. darstellerische Praktiken) und auf gegensätzliche Kulturgeographien und historische Tiefenräume. Simone Dede Ayivis postmigrantische Erinnerungssperformances zur deutschen Kolonialgeschichte arbeiten mit aufrührerischer Ästhetik gegen rassistische Positionierungen, die Afrodeutschen und Einwandernden im Alltag begegnen. Den indigenen Minizeitschriften Nordamerikas geht es dagegen um die Frage, wie indigene »transgender projects« die Proliferation von Differenzen durch *Zines* diskursiv und performativ mobilisieren und verstärken können. Der Beitrag versucht eine Form der Humandifferenzierung zu verstehen, die im identitätspolitisch aufgeladenen künstlerischen Aktivismus minoritärer Gruppen vorherrscht. Er zeigt, dass die in Verkörperungen und Schriften eingesetzten Zeichen eines »performing betweenness« (Brubaker 2016: 108) mit Blick auf die aktivistischen Zielsetzungen ihrer Macher:innen einem De/Konstruktionsparadox unterliegen: In beiden Fällen wird eine ursprünglich als ›Zielscheibe‹ gewählte kulturalisierende

Humandifferenzierung nach Ethnizität unter der Hand zur dominierenden Betrachtungsweise.

Anschließend widmen sich *Mita Banerjee* (Amerikanistik), *Gregor Feindt* (Geschichtswissenschaft), *Herbert Kalthoff* (Soziologie) und *Benjamin Wihstutz* (Theaterwissenschaft) der Leistungsdifferenzierung am Beispiel von vier Fällen: den frühen Versuchen der Leistungsmessung in der entstehenden Arbeitsphysiologie, dem Wettbewerb am industriellen Arbeitsplatz, der schulischen Beurteilungspraxis und dem Lebensstil des *Successful Aging*. Der Beitrag zeigt, wie Leistung über einen Zeitraum von mehr als 100 Jahren zu einer gesellschaftlichen Leitvorstellung wurde, die für legitime Stratifikation stand, aber als Konzept und Praxis eine höchst variable Differenzierungsform ist. Die Arbeitsphysiologie kann dabei als Wegbereiter eines performativen Verständnisses von Leistung gesehen werden: Wenn allein die Leistung im Moment beobachtbarer Aus- oder Vorführung zählt, so kann i. S. des Gleichheitsversprechens der Moderne leichter von anderen Kategorien der Humandifferenzierung mit längerer Laufzeit wie sozialer Herkunft, Ethnizität oder Geschlecht abstrahiert werden. Bemerkenswert an der Leistungsunterscheidung ist ferner, wie sie trotz eines hohen gesellschaftlichen Bewusstseins ihrer Kontingenz und Entscheidungsgeladenheit so stark objektiviert und autorisiert werden kann. Neben den Messverfahren durch unbeteiligte Dritte gewährleistet dies die starke Beteiligung von Organisationen. Unter diesen Voraussetzungen wird vergessen, wie kontingent die Messung und Bewertung von Leistung sind. Damit liegt objektive Leistungsfähigkeit letztlich im Wohlwollen derjenigen begründet, die allen offensichtlichen Widersprüchen zum Trotz an sie glauben und ihre Ratifizierung praktizieren.

Anne Friedrichs und *Gregor Feindt* (Geschichtswissenschaft) untersuchen die Differenzierung von Arbeitskräften in Industriegesellschaften und zeigen den schubweisen Umbruch der Bedeutung von Herkunft zu einer heute grundlegenden Unterscheidungsdimension in Europa. Herkunft ist eine wirkmächtige, aber vieldeutige Zuschreibung, die auf geografische und territoriale Formationen verweisen kann, aber auch familiäre Abstammung, biologische, religiöse oder linguistische Marker nutzbar macht. Der Beitrag vergleicht die herkunftsbezogene Differenzierung von Arbeitskräften im Ruhrgebiet und im mährischen Zlín, die sich im Hinblick auf die Temporalität dieser Praxis, ihre geographische und soziale Tragweite, den Grad der Ambiguisierung oder Essentialisierung des Unterschiedenen sowie auf die Folgen für die kategorisierten unterscheiden. Er arbeitet einerseits die Zeitgebundenheit und Wandelbarkeit von großen raumstrukturierenden Differenzierungen heraus: etwa auf Basis von Stand und Konfession um 1850, Nationalität und ›Rasse‹ um 1940 sowie auf Basis von Weltanschauung und Nationalität um 1950. Andererseits zeigt der Beitrag die Wirkungen der lokalen Unterscheidungspraktiken auf gesellschaftliche Formationen,

Personenkategorien und auf die Selbstpositionierungen von Menschen. Trotz ihrer Vieldeutigkeit ist eine Zuordnung nach Herkunft nicht beliebig, sondern beruht auch auf bereits in der Vergangenheit vorgenommenen Humandifferenzierungen. Diese historischen Bezüge können Status und Rechte begründen und lassen Personen spezifische Handlungsmöglichkeiten (*agency*) zukommen.

Der dritte Themenblock des Bandes hat rollenförmige Prozesse der Humandifferenzierung zum Gegenstand. *Dilek Dizdar*, *Kaiko Lenhard*, *Tomasz Rozmyslowicz* (Translationswissenschaft) und *Gabriele Schabacher*, *Sophie Spallinger* und *Tom Ullrich* (Medienkulturwissenschaft) analysieren die semiotische und räumliche Personenlenkung am Berliner Hauptbahnhof im Jahr 2022 und zeigen die situative Sortierung der Personenkategorien Passagiere und Geflüchtete. Für Geflüchtete aus der Ukraine, die nach Kriegsbeginn vor allem per Zug nach Mitteleuropa reisten, wurden Bahnhöfe zu einem zentralen Ort der Ankunft und Weiterreise. Der Berliner Hauptbahnhof hatte nicht mehr nur den ›Normalbetrieb‹ des Transports von Passagieren zu organisieren, er wurde temporär zu einer Einrichtung der Flüchtlingshilfe, die Sonderfunktionen eines heterolingualen Fluchtmanagements für die Ankommenden übernahm. Auf Basis von Feldforschungen und der Analyse von Online-Quellen zeigt der Beitrag, wie die verteilte Agentivität der Bahnhofsinfrastruktur die Humandifferenzierung zwischen Passagieren und Geflüchteten durch semiotisch-heterolinguale und räumliche Lenkungsvorgänge hervorbringt. Anhand konkreter Elemente der Bahnhofsinfrastruktur (Hinweisschilder, Farbcodierungen, WC-Zugangsschranken, E-Token-Schalter) verfolgt der Beitrag, wie sich das Differenzierungsgechehen im Laufe des Jahres 2022 verändert. Infrastrukturen erweisen sich vor diesem Hintergrund als Agenten der Sortierung von Menschen, die die betreffenden Personenkategorien mit herstellen.

Anschließend beleuchten *Tobias Boll* (Soziologie) und *Heike Drotbohm* (Ethnologie) mit ethnografischen Mitteln den Umgang mit Humandifferenzierungen nach Behinderung und Armut. Der Beitrag vergleicht zwei Felder: die sexualpädagogische Beratung für Menschen mit Behinderungen in Deutschland und Österreich sowie zivilgesellschaftliche Hilfsangebote für besonders armutsbetroffene Menschen in Brasilien. In diesen beiden Kontexten, die sich durch unterschiedliche Formalisierung, Professionalisierung und Politisierung von Hilfebeziehungen auszeichnen, untersucht der Beitrag die Rollen von Helfenden und Hilfe-Empfangenden, deren Beziehungen durch komplexe Wechselwirkungen zwischen Rollendifferenzierungen und anderen Formen von Humandifferenzierung geprägt sind. In beiden Fällen zeigt sich, dass Rollendifferenzierungen je nach institutionellem Rahmen und situativer Dynamik verstärkt oder abgeschwächt werden können. Während in der sexualpädagogischen Beratung behinderte Menschen oft explizit als

»Ratsuchende« adressiert werden, um die Legitimität der Hilfe zu gewährleisten, zielt die brasilianische Gemeinschaftshilfe darauf ab, kategoriale Unterschiede zu nivellieren und Gemeinschaftlichkeit zu fördern. Auf Basis des Vergleichs identifiziert der Beitrag Kontextfaktoren, die den Zusammenhang zwischen Rollendifferenzierung und anderen Formen der Humandifferenzierungen moderieren. Die Autor:innen eröffnen damit eine Perspektive auf die Relationalität von Hilfebeziehungen und deren Rolle im Spannungsfeld von Hierarchie, Solidarität und gesellschaftlicher Ungleichheit.

Der abschließende Themenblock gilt den Außenrändern des Humanen, an denen verhandelt wird, was überhaupt als Mensch gilt und welche Entitäten Gesellschaften jenseits des Menschen für gegeben halten: verschiedene Gegenüber, an deren Alterität das Menschsein artikuliert wird. Der Beitrag von *Stefan Hirschauer* (Soziologie) versucht eine vergleichende Kartierung von Distinktionszonen des Humanen. Er argumentiert in Auseinandersetzung mit Gesa Lindemanns Annahme eines »anthropologischen Quadrats«, das den Menschen der Moderne zwischen Tieren und Artefakten, Embryonen und Leichen platziert, zunächst drei Dinge: (1) eine größere historische Kontinuität, als sie Moderne-Theorien zulassen, (2) eine die Vorstellung scharfer ontologischer Grenzen korrigierende Annahme von Distinktionszonen, in denen sich neben alterisierten Figuren jenseits der Außenränder auch hybride Figuren in Randzonen des Menschlichen finden, (3) eine mehrdimensionale Ethnoanthropologie, die diverse Entitäten des Nichtmehr-, Noch-nicht-, Über-, Un(ter)- oder Halb-Menschlichen versammelt. Der Beitrag gelangt so zu acht professionell betreuten Distinktionszonen des Humanen: zum Animalischen, Organischen, Dinglichen, Transzendenten, Fiktionalen, zu Unpersonen, Inhumanen und Prähumanen. Danach identifiziert er drei Verhältnisse, in denen Außen- und Binnendifferenzierung von Menschen stehen. Erstens werden diverse Entitäten unserer Umwelt mal ins Außermenschliche geschoben und alterisiert, mal ins Menschliche hineingeholt und nostrifiziert (etwa Haustiere); zweitens werden Menschen ihrerseits mal ins Übermenschliche erhöht (wie Helden und Genies), mal ins Subhumane erniedrigt: Stark asymmetrische Binnendifferenzierungen des Menschen lehnen sich an seine Außendifferenzierung an. Drittens werden in diesem ontologischen Verschiebebahnhof auch Beziehungsfelder gestaltet. Die Distinktionszonen zum Außermenschlichen liegen dabei nicht nur wie Begegnungsräume außerhalb des Menschen, sie stiften auch innere, das Menschsein konstituierende Verbindungen zum Distinguierten. Die Außenränder des Menschen haben in vielen Hinsichten einen innerkörperlichen Grenzverlauf.

Miriam Lind, *Damaris Nübling* (Linguistik) sowie *Sascha Dickel* und *Herbert Kalthoff* (Soziologie) zeichnen dagegen nach, wie Tiere und Maschinen von Menschen nicht nur distinguiert, sondern ihnen gerade

physisch, optisch, funktional oder kommunikativ angenähert werden. Beispiele dafür reichen von KI-Systemen wie ChatGPT, die Texte verfassen, über humanoide Roboter bis hin zu Haustieren, die als Familienmitglieder behandelt und in den sozialen Medien inszeniert werden. Der Beitrag unterscheidet vier Dimensionen der Verähnlichung: die sprachliche Unterstellung von Menschenähnlichkeit durch Namen, Bezeichnungen und Partizipation an humanspezifischen Wortbildungsverfahren, körperliche und vestimentäre Verähnlichungen, die Konstruktion kognitiver und physischer Kompetenzen sowie die Zuschreibung von Kommunikationsfähigkeit. So finden sich bei Tieren gegenläufig zu ihrer Animalisierung und Versachlichung auch Nostrifizierungen durch anthropomorphe Beschreibungen und wertschätzende Behandlungen bis zur Personalisierung als Familienmitglieder. Mit humanoiden Robotern werden Artefakte konstruiert, die sich mit Markern von Menschenähnlichkeit (Augen, Ohren und Mimik) zur Interaktion, etwa in der Altenpflege, anbieten. Und in der KI wird Maschinen auch die Fähigkeit zur Sprache zugeeignet oder zugesprochen, die über Jahrtausende als exklusiv menschlich galt. Wenn aber weder eine Stimme noch ein Text mehr eindeutig auf einen Menschen schließen lassen, evozieren Interaktionen (etwa im digitalen Kundenservice) zunehmend ontologische Irritationen über den Kommunikationspartner: Mensch oder Bot?

Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1801): *Grammatisch-Kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*, Bd. 4, Leipzig: Breitkopf, Spalte 1048–1049.
- Bloch, Marc (1928): »Pour une histoire comparée des sociétés européennes«, *Revue de synthèse historique* 46: 15–50.
- Bourdieu, Pierre (1984): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan/Kalthoff, Herbert/Nieswand, Boris (2020): *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*, Konstanz: UVK.
- Candela, Matei (2016): De deux modalités de comparaison en anthropologie sociale, *L'Homme* 218: 183–218.
- Deleuze, Gilles (1992): *Foucault*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Digitales Wörterbuch der Deutschen Sprache (DWDS). Das Wortauskunftssystem zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart*, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (Hg.), »vergleichen«, <https://www.dwds.de/wb/vergleichen> (letzter Zugriff: 2025-03-01).
- Dizdar, Dilek/Hirschauer, Stefan/Paulmann, Johannes/Schabacher, Gabriele (Hg.) (2021): *Humandifferenzierung. Disziplinäre Perspektiven und empirische Sondierungen*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Eppe, Angelika/Erhard, Walter (Hg.) (2015): *Die Welt beobachten. Praktiken des Vergleichens*, Frankfurt a.M.: Campus.

- Epple, Angelika/Erhart, Walter (2015): »Die Welt beobachten. Praktiken des Vergleichens«, in: Epple, Angelika/Erhart, Walter (Hg.), *Die Welt beobachten. Praktiken des Vergleichens*, Frankfurt/M./New York: Campus, 7–31.
- Espagne, Michel/Werner, Michael (1985): »Deutsch-französischer Kulturtransfer im 18. und 19. Jahrhundert. Zu einem neuen interdisziplinären Forschungsprogramm des C.N.R.S.«, *Francia* 13: 502–510.
- Everett C. Hughes (1951): »Mistakes at Work«, *The Canadian Journal of Economics and Political Science* 17 (3): 320–327.
- Festing, Leon (1954): »A theory of social comparison processes«, *Human Relations* 7 (2): 117–140.
- Foucault, Michel (1971): *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt: Suhrkamp.
- Garfinkel, Harold/Sacks, Harvey (1970): »On formal structures of practical actions«, in: McKinney, J.D./Tiryakian, E.A. (Hg.), *Theoretical sociology*, New York, NY: Appleton-Century Crofts, 337–366.
- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm (1956): *Deutsches Wörterbuch*, 16 Bände in 32 Teilbänden, Bd. 25, Leipzig: Hirzel.
- Heinz, Bettina (2021): »Kategorisieren, vergleichen, bewerten und quantifizieren im Spiegel sozialer Beobachtungsformate«, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und sozial Psychologie* 73: 5–47.
- Heinz, Bettina (2018): »Vom Komparativ zum Superlativ. Eine kleine Soziologie der Rangliste«, in: Nicolae, Stefan/Andreß, Martin/Berli, Oliver/Bischur, Daniel (Hg.), *(Be)werten. Beiträge zur sozialen Konstruktion von Wertigkeit*, Wiesbaden: VS, 45–79.
- Heintz, Bettina (2016): »Wir leben im Zeitalter der Vergleichung. Perspektiven einer Soziologie des Vergleichs«, *Zeitschrift für Soziologie* 45: 305–323.
- Hirschauer, Stefan (2021): »Menschen unterscheiden. Grundlinien einer Theorie der Humandifferenzierung«, *Zeitschrift für Soziologie* 50: 155–174.
- Hirschauer, Stefan (Hg.) (2017a): *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Hirschauer, Stefan (2017b): »Humandifferenzierung. Modi und Grade sozialer Zugehörigkeit«, in: Hirschauer, S. (Hg.), *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 29–54.
- Hughes, Everett C. (1971): *The sociological eye. Selected papers*, Chicago: Aldine.
- Kaelble, Hartmut (2021): *Historisch Vergleichen. Eine Einführung*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Koselleck, Reinhart (1989): *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Leonhard, Jörn (2006): »Europäisches Deutungswissen in komparativer Absicht. Zugänge, Methoden und Potentiale«, *Zeitschrift für Staats- und Europawissenschaften* 3: 341–363.
- Lessing, Gotthold Ephraim (1987 [1760]): *Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und der Poesie, mit einem Nachwort von Ingrid Kreuzer*, Stuttgart: Reclam.
- Luhmann, Niklas (1995): »Kultur als historischer Begriff«, in: Luhmann, N.

- (Hg.), *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Band 4*, Frankfurt/M: Suhrkamp, 31–54.
- Luhmann, Niklas (1991): »Funktionale Methode und Systemtheorie«, in: ders. (Hg.), *Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*, Opladen: Barbara Budrich, 31–53.
- Luhmann, Niklas (1987): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Merton, Robert (1968): *Social Theory and Social Structure*, New York: The Free Press.
- Middell, Matthias (2006): »Kulturtransfer, Transfers culturels, Version: 1.0«, *Docupedia-Zeitgeschichte*, 28.01.2016, DOI: <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.702.v1>.
- Nietzsche, Friedrich ([1878] 1999): *Menschliches, allzu Menschliches. Ein Buch für freie Geister, Bd. 1.*, Berlin: Karl Maria Guth.
- Paulmann, Johannes (1998): »Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer. Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts«, *Historische Zeitschrift* 267: 649–685.
- Rajewsky, Irina O. (2002): *Intermedialität*, Tübingen Basel: A. Francke.
- Rippl, Susanne/Seipel, Christian (Hg.) (2008): *Methoden kulturvergleichen der Sozialforschung. Eine Einführung*, Wiesbaden: VS.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2003): *Death of a Discipline*, New York: Columbia University Press.
- Srubar, Ilja/Renn, Joachim/Wenzel, Ulrich (Hg.) (2005): *Kulturen vergleichen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Grundlagen und Kontroversen*, Wiesbaden: VS.
- Steinmetz, Willibald (Hg.) (2019): *The Force of Comparison. A New Perspective on Modern European History and the Contemporary World*, Oxford: Berghahn Books.
- Steinmetz, Willibald (2019): »Above/Below, Better/Worse or Simply Different? Metamorphoses of Social Comparison 1600–1900«, in: Steinmetz, Willibald (Hg.), *The Force of Comparison. A New Perspective on Modern European History and the Contemporary World*, Oxford: Berghahn Books, 80–112.
- Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet M. (1996): *Grounded theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, Weinheim: Beltz.
- Strübing, Jörg (2013): *Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung für Studierende*, München: Oldenbourg Verlag.
- Van der Veer, Peter (2016): *The Value of Comparison*, London: Duke University Press.
- Von Sass, Hartmut (2011): »Vergleiche(n). Ein hermeneutischer Rund- und Sinkflug«, in: Mautz, A./von Sass, H. (Hg.), *Hermeneutik des Vergleichs*, Würzburg: Königshausen & Neumann, 25–48.
- Voßkamp, Wilhelm/Weingart, Brigitte (2005): »Sichtbares und Sagbares. Text-Bild-Verhältnisse – Einleitung«, in: Voßkamp, Wilhelm/Weingart, Brigitte (Hg.), *Sichtbares und Sagbares. Text-Bild-Verhältnisse*, Köln: DuMont Literatur und Kunst Verlag, 7–22.

Zelle, Carsten (2004/2005): »Komparatistik und ›comparatio‹ – der Vergleich in der Vergleichenden Literaturwissenschaft. Skizze einer Bestandsaufnahme«, *Komparatistik* 2005/2006: 13–33.

Zemanek, Evi/Alexander Nebrig (Hg.) (2012): *Komparatistik*, Berlin: Akademie Verlag.

